

Die Viktimisierungsfälle
Wehrmachtverbrechen, Geschichtswissenschaft und symboli-
sche Ordnung des Militärs

Thomas Kühne

„Was die deutsche Wehrmacht und das deutsche Volk im Erdul-
den in diesen sechs Jahren geleistet haben, ist einmalig in der Ge-
schichte und in der Welt.“

Der Krieg in der Nachkriegszeit

Der Zweite Weltkrieg in Politik und
Gesellschaft der Bundesrepublik

Die Deutschen als passiv Duldende, als Leidende, als Opfer jener kriegeri-
schen und genozidalen Aggression, die von Deutschland zwischen 1939 bis
1945 ausgegangen war und die alles Vergleichbare in den Schatten gestellt
hatte: Mit der Apotheose des Leidens der Deutschen im Krieg gab der letzte
Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Großadmiral Dönitz, unmittelbar nach
Kriegsende die Formel für ein überaus flexibles erinnerungspolitisches Deu-
tungsmuster aus.¹ Seine Wirkungsmacht resultierte daraus, daß es fest in die
Traditionen der symbolischer Ordnung des modernen Militärs und moderner
Kriege eingebunden war (und noch ist). Ebenso wie dieses Deutungsmuster
die private und öffentliche Erinnerung der Deutschen an den Zweiten Welt-
krieg beherrschte, prägte es auch – und das ist das Thema der folgenden
Überlegungen – die historiographische Diskussion über den Zweiten Welt-
krieg bis in die Gegenwart, also ein halbes Jahrhundert lang. Die Wehr-
machtforschung stand in dieser Zeit im Bann eines vielschichtigen Viktimi-
sierungsdiskurses. Er erfüllte die Aufgabe, die psychischen, gesellschaftli-
chen und kulturellen Dimensionen der aktiven, selbstausgeübten kriegeri-
schen Aggression zu camouflieren und mit der zivilen Moral vereinbar zu
machen. Die Wehrmachtsausstellung hat nicht zuletzt durch ihren Zulauf und
die von ihr ausgelösten Debatten diesen Konsens zwischen Gesellschaft, Mi-
litär und Wissenschaft aufgeklärt. Darin liegt ihre öffentliche und ihre
fachliche Bedeutung, und daraus resultieren Abwehrreaktionen und Verunsie-
cherungen gewichtiger Teile der Öffentlichkeit, der Bundeswehr und der His-
toriker.

Ich stelle zunächst Wirkungsmacht und Erscheinungsformen der „Vikti-
misierungsfälle“ in der Militärgeschichte, der Kriegeserinnerung und der sym-
bolischen Ordnung des Militärs dar, komme zweitens auf den Ort der Wehr-

¹ In einer Ansprache an die Soldaten, zit. nach Förster/Lakowski 1985, 387. – Dem fol-
genden Text liegt ein auf der Tagung „Wehrmacht und Vernichtungskrieg in Gesell-
schaft und Wissenschaft der Nachkriegszeit“ an der Universität Hamburg am 29./30. Ju-
ni 1998 gehaltener Vortrag zugrunde. Der Vortragsschwerpunkt wurde betonen, die Li-
teraturhinweise beschränken sich auf das Nötigste. Für eine detailliertere Auseinander-
setzung mit der Forschung und entsprechende Belege vgl. Kühne 1999b, Abschnitt III.

machtausstellung in der Militärgeschichte und die Reaktionen der Historiker zu sprechen und skizzierte schließlich Probleme und Aufgaben, die sich der historischen Forschung fürderhin stellen.

Wehrmachtsforschung in der Viktimisierungsfalle

Die Geschichtswissenschaft hat sich den Wehrmachtsverbrechen in mehreren Etappen angenähert, in denen sich die paradigmatischen Orientierungen des Fachs im allgemeinen sowie der Holocaustforschung und der Militärgeschichte im besonderen widerspiegeln (Boch 1991; Kühne 1999b). Vor dem politischen Hintergrund des Kalten Krieges und der Wiederbewaffnung knüpfte die Militärgeschichte in den 50er Jahren an traditionelle Leitbilder der Generalstabshistorie an, externalisierte den Holocaust als Werk Hitlers bzw. der SS und fundierte den Mythos von der Wehrmacht als Inbegriff zeitloser Soldatentugenden. Im politischen Umbruch der 60er Jahre machten einige herausragende Arbeiten wie die von Hans-Adolf Jacobsen, Andreas Hillgruber, Ernst Nolte, Manfred Messerschmidt und Klaus-Jürgen Müller die Neu- und Einzigartigkeit des Ostkrieges als eines gleichermaßen bombastischen wie systematischen Vernichtungskrieges deutlich und gleichzeitig die Funktion der Wehrmacht als Faktor des NS-Unrechtsregimes. Als Motoren der Geschichte kamen dabei Ideologien und Institutionen, als Person – entsprechend dem intentionalistischen Ansatz der Holocaust-Forschung – jedoch primär Hitler ins Blickfeld.

Um 1980 wurde jener Forschungsstand erreicht, auf den heute mit der Behauptung verwiesen wird, die Wehrmachtausstellung präsentiere keine neuen Erkenntnisse. Zumindest boten die bahnbrechenden Arbeiten von Christian Streit (1979) über die Behandlung, Mißhandlung und Ermordung der sowjetischen Kriegsgefangenen oder von Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm (1981) über das Wirken der Einsatzgruppen im Osten eigen- und strukturgeschichtliche Rekonstruktionen der Mitwirkung der Wehrmacht an der systematischen Vernichtungspolitik. Zum anderen rezipierte die im Militärgeschichtlichen Forschungsamt konzentrierte, kritische Wehrmachtsforschung historisch-sozialwissenschaftliche Ansätze und arbeitete die sozioökonomischen Interessen am Vernichtungskrieg heraus. Am verbrecherischen Charakter des Ostkrieges ließen diese Forschungen, die in dem Sammelwerk „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ gebündelt wurden, keinen Zweifel mehr. Ihr Fixpunkt aber blieb – was die historischen Akteure angeht – Hitler und nur in zweiter Linie die Wehrmachtsführung, der eine mehr oder weniger große „Übereinstimmung“ mit Hitler bescheinigt wurde. Vor dem Befund eigenständiger genozidaler Motive und Handlungen des Militärs schreckten diese Untersuchungen zurück: Das Verhältnis der (hohen) Soldaten zu Hitler wurde, von wenigen Ausnahmen abge-

sehen, in der Rhetorik des Mißbrauchs (von Menschen und Werten, insbesondere der soldatischen Tugenden), der Verführung, der Verstrickung, der Tragödie beschrieben. Selbst ein Historiker wie Jürgen Förster, der diese kritische Wende der Wehrmachtsforschung auch gegen amts- und fachinterne Widerstände prononciert vertreten und in die Öffentlichkeit getragen hat, beklagte, daß im Zuge der ideologischen „Übereinstimmung von Militärs, Wirtschaftlern und Diplomaten mit Hitler“, die bis zur „Verschmelzung traditioneller und nationalsozialistischer Vorstellungen“ gereicht habe, „die für den Soldaten fundamentalen Wertbegriffe wie Loyalität, Gehorsam und Pflichterfüllung zerrieben und bewußt mißbraucht“ worden seien (Förster 1983, 1080). Nicht erörtert wurde, welchen Anteil diese Werte an den mentalen Voraussetzungen der Partizipation erheblicher Soldatenmassen an der praktischen Durchführung der Vernichtungspolitik hatten. Der Opferstatus, den die Wehrmachtselite nach 1945 in ihren Memoiren für sich reklamierte, wurde partiell, aber nicht prinzipiell in Frage gestellt.

Ebensowenig wie sich die hitlerzentrierte, intentionalistische oder die in dieser Zeit entstehende, auf ein nationalsozialistisches Herrschaftschaos reduzierte funktionalistische Holocaustforschung für die „einfachen“ Täter interessierte, richtete die kritische Wehrmachtsforschung in den 80er Jahren den Fokus auf die Masse der „einfachen“ Soldaten oder auch nur der mittleren und unteren Offiziere. Dies blieb der in dieser Zeit erst allmählich und außerhalb des universitären Forschungsbetriebes wie auch des MGFA aufkommenden „Militärgeschichte von unten“ vorbehalten (Wette 1992; Knoch 1989; Ulrich 1996). Aus zwei Gründen blendete aber auch diese die aktive kriegerische Gewalt, das ‚reguläre‘ Töten im Krieg und die Beteiligung der Wehrmacht am Judenmord, fast systematisch aus. Indem sie mit dem demokratischen Pathos der Alltagsgeschichte für die „kleinen Leute“ Partei ergriff, nahm sie die einfachen Soldaten als Befehlsempfänger, als geschundene Kreaturen, als leidende und passive Objekte der kriegerischen Gewalt und des militärischen Repressionssystems, kurzum: als Opfer, nicht aber als Subjekte und Täter wahr. Der Deserteur, nicht der Krieger war ihre Leitfigur. Und: In den von der „Militärgeschichte von unten“ vorzugsweise herangezogenen Quellen – Feldpostbriefen zwischen Heimat und Front sowie mündlichen Erinnerungen – scheint die aggressive Realität des Krieges und vor allem die aktive Rolle der Soldaten darin nur ausnahmsweise und gebrochen auf. Der Inhalt der Soldatenbriefe ist adressatenspezifisch auf Heimat und Familie, also die Zivilgesellschaft, zugeschnitten. Ein ähnlicher ziviler Filter wirkt bei den – vollends außerhalb des militärischen Handlungskontextes produzierten – Erinnerungsbriefen. Inhalte und -formen der Erzählungen von Soldaten als Briefschreibern oder Interviewpartnern sind an (tatsächlichen oder unterstellten) Erfahrungs- und insbesondere moralischen Horizont der zivilen Briefempfänger oder Interviewer ausgerichtet (Kühne 1999b, 634-649).

Die Differenz zwischen ziviler und militärischer Realitätsebene resultiert aus den konträren Bewertungen des aktiven Tötens (Shatan 1981; Kühne

1999a). Was im Militär, genauer: im Krieg, Gebot, mitunter Zwang, aber auch Privileg ist, wird in der zivilen Gesellschaft mit den schwersten dies- und jenseitigen, strafrechtlich wie religiös verankerten Sanktionen belegt. Daher kann über die Praxis des Tötens im Krieg – wenn überhaupt – nur gebrochen, indirekt oder mit Hilfe fiktionaler Distanzierungen kommuniziert werden (Geyer 1995a). Der immense Aufwand an Sinnstiftungen, mit dem das Töten im Krieg camouffiert und legitimiert wird, zeigt, wie schwer die zivile moralische Norm wiegt. Camouffiert wird das Töten durch De-Thematization, Kriegserzählungen handeln von Leiden am Krieg, nicht von der „Lust am Krieg“ (Horn 1983), und erst recht nicht von der Lust am Töten. Legitimiert wird das Töten zum einen durch die Berufung auf das vertikale Prinzip von Befehl und Gehorsam oder das Dienstethos des Soldaten, der nur ein kleines Rädchen in einem für ihn unüberschaubaren Getriebe gewesen sei: „Wir taten unsere Pflicht.“ Die „Pflicht“ – der diffundierte und verinnerlichte Gehorsam – entbindet von der individuellen Verantwortung und vom Nachdenken über den eigenen Ort in der großen Politik und im großen Krieg. Ebenso geläufig ist die Berufung auf die gleichsam horizontale Er-oder-Ich-Situation. Als existentielle Notwehr oder im Gewand des ritterlichen Kampfes gleichberechtigter Gegner (mit gleichen Chancen und Risiken) wird sie von einzelnen Soldaten wie von ganzen Staatsgebilden in Anspruch genommen. Immer exkulpiert sich der tötende Täter als Opfer einer Zwangssituation. In den Worten eines alten (Wehrmacht- und Bundeswehr-)Soldaten: „Für den Soldaten, der im klassischen Krieg kämpft, ist die Frage, ob er morder oder tötet, falsch gestellt. Denn der Mann an der Front lebt im Dauerzustand der Notwehr. Er tötet und wird getötet.“ (Schmücke 1995)

Um die Existenz des Soldaten moralisch zu rechtfertigen, wird der Gegensatz zwischen Töten und Getötetwerden aufgelöst. Die Aufgabe, diesen Gegensatz oder allgemeiner den zwischen militärischer Macht und Ohnmacht aufzulösen, erfüllt im neuzeitlichen Militär der soldatische Tugendkatalog mit seiner Konstruktion überzeitlicher, in christlichen Traditionen verankerter Werte der Selbstlosigkeit. Dazu zählen die Pflichterfüllung, der Dienst am Vaterland und – als altnahmendes, in allen pro- und retrospektiven Kriegsdiskursen präsenes Deutungsschema – der Opfermythos. Dessen Wirkungsmacht verdankt sich der symbolischen Synthese aktiver und passiver Sozialpraktiken, der Amalgamierung zweier unterschiedlicher Opferbegriffe, des *Sacrificium* und der *Victima*. Verbunden werden beide in der christlichen Tradition durch die Vorstellung von der Heiligkeit der Opferhandlung und der Unschuld des Opfers. Der Opfermythos verwandelt Macht in Ohnmacht, Aktivität in Passivität, Aggression in Verteidigung.

Die – für das militärische Normensystem bedeutsame Grenze zwischen regulärem und verbrecherischen (genozidalem) kriegerischen Töten wurde im nationalsozialistischen Krieg bekanntlich verwischt. Es ist kein Zufall, daß selbst das menschenverachtendste Legitimationmuster soldatischen Tötens mit dieser Verwischung von Angriff und Verteidigung arbeitete: das rassistische.

Im Vernichtungskrieg wurde zwar der Gegner zum bloßen „Untermenschen“ deklariert, auf den sich die Tradition des ritterlichen, gewisse Regeln der Menschlichkeit wahrenden Kampfes nicht anwenden lasse. Aber die sozialdarwinistische Apotheose dieses Krieges als eines unausweichlichen „Schicksalskampfes“ und des Holocaust als Antwort auf die angebliche Verschönerung eines „Weltjudentums“ suggerierten eine Defensivstellung der regulären Truppen der Wehrmacht und der Waffen-SS, letztlich aber auch der Massenmörder in den Einsatzgruppen und Vernichtungslagern. Deswegen war es auch so wichtig, „den Juden“ als „Partisan“ zu deklarieren. Die diskursive Einbettung des Rassenkrieges in die ‚traditionelle‘, überzeitlich dimensionierte symbolische Ordnung des Militärs war die Voraussetzung für das ‚normale‘ Selbstverständnis der Wehrmachtsoldaten im Krieg und danach.

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat zwar relativ früh den verbrecherischen, genozidalen Charakter zumal des nationalsozialistischen Ostkrieges offengelegt. Sie hat aber – bis etwa Anfang der 90er Jahre – weder den kulturellen Zusammenhang zwischen Rassen- und ‚normalem‘ Krieg noch die breite gesellschaftliche Partizipation an beiden (und die subjektiven Dimensionen dieser Partizipation) wirklich thematisiert. Die Lust am Krieg – gleich welcher Kategorie – blieb ein Tabuthema. Gegenstand der Historie war das Leiden am Krieg. Untersucht wurden die militärischen Akteure aller Hierarchieebenen als Opfer – als Opfer des verbrecherischen und verführerischen NS-Regimes, als Opfer des Dämons Hitler, als Opfer der militärischen Hierarchie und Repression, als Opfer der katastrophalen Lebensverhältnisse an der Ostfront, dann als Opfer der Kriegsgefangenschaft (und so weiter). Selbst Omer Bartov, einer der schärfsten Kritiker der deutschen Wehrmachtsforschung, ordnete die von ihm als erstem deutlich herausgearbeitete Verbreitung vernichtungspolitischer Denkausdrücke und Handlungsweisen unter den einfachen Wehrmachtsoldaten und unteren Offiziersrängen in ein Bedingungsgeflecht ein, in dem das – über den NS-Vernichtungskrieg hinausweisende – Problem des aktiven Tötens im Krieg nicht vorkommt. Die Partizipation der Soldaten an der Vernichtungspolitik und den Kriegsverbrechen führt Bartov maßgeblich auf situative und institutionelle Faktoren zurück, insbesondere auf die mit drakonischen Strafen drohende Militärjustiz und auf die „Entmodernisierung der Front“ (Bartov 1995, 27; Bartov 1985).

Wehrmachtsausstellung vs. Wehrmachtsforschung?

Die deutsche Militärgeschichte von unten war zunächst primär an der Dokumentation von Kriegserfahrungen, wie sie sich in Feldpostbriefen und Zeitzeugenerinnerungen artikulieren, interessiert. Analytische Probleme wurden eher stiefmütterlich behandelt. So fand in den 1980er Jahren in gewisser Hinsicht jene Viktimisierung der „Kriegsgeneration“ ihren Abschluß, die in den

1950er und 60er Jahren durch drei staatlich geförderte Großprojekte begründet worden war. Gemeint sind die „Dokumente deutscher Kriegsschäden“ (1958-64), dann die von Theodor Schieder (1953-61) federführend betreute „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa“ und schließlich die Dokumentation der „Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges“ durch die Maschke-Kommission (Maschke 1962-74). Mit diesen drei Dokumentationen wurden die Leiden der Heimatbevölkerung, der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie der Kriegsgefangenen wissenschaftlich dokumentiert. Ähnliches unternahmen – gewollt oder ungewollt – die Feldpostbriefeditionen und Zeitzeugendokumentation in den 1980er Jahren für die Soldaten.

Allerdings entwickelte – das muß deutlich gesagt werden – gerade die Alltagsgeschichte auch gegenläufige Tendenzen. Aus ihr heraus wurde im zeitlichen Umfeld des Stalingradjubiläums 1992/93 Unbehagen an der viktimisierenden Militärgeschichte formuliert. Ebenso wie Alf Lüdtke (1991; 1993) für die NS-Zeit insgesamt den Fokus auf das „Mitmachen“ richtete, forderte Wolfram Weite (1992, 24; vgl. Herding 1995) dazu auf, komplexe Täter- und Opferstrukturen ins Blickfeld zu nehmen. Aber solche Forderungen blieben zunächst ohne nennenswerte Folgen für die empirische Forschung. Erst die zwischen 1993 und 1995 erschienene neue Literatur zu den Wehrmachtsverbrechen und vor allem die Ausstellung erschütterten den mitlithistorischen Viktimisierungsdiskurs nachhaltig. Worin lag die Provokation der Ausstellung? Als Stein des Anstoßes wurde in der öffentlichen wie in der (spärlichen) fachinternen Debatte bisher der Nachweis oder die These gesehen, daß die Wehrmacht als Institution – also als abstrakte Größe – zu den Akteuren des Holocausts bzw. der NS-Vernichtungspolitik zähle. Dieser Befund entspricht tatsächlich dem, was Streit, Krausnick/Wilhelm und einige MGFA-Historiker schon 10 bis 15 Jahre vorher gezeigt hatten. Insofern – aber nur insofern – war die häufige Reaktion seitens mancher Historiker, die Ausstellung biete keine neuen Erkenntnisse, nicht völlig falsch. Anders als die Wehrmachtsausstellung ging aber die kritische MGFA-Forschung von einer Art Spaltungstheorie aus. Danach habe es in der Wehrmacht ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Soldaten gegeben, die gleichsam unverbunden nebeneinander standen oder gegeneinander handelten. Eines der bekanntesten Beispiele für die ‚guten‘ ist Oberstleutnant Groscurth. Als Erster Generalstabsoffizier der 295. Infanteriedivision bemühte er sich im August 1941 in dem unweit der ukrainischen Hauptstadt Kiew gelegenen Ort Bjelaja Zerkow darum, 90 jüdische Kinder vor der Erschießung durch das Sonderkommando 4a zu retten. Der Befehlshaber der 6. Armee, General Walter von Reichenau, entschied, daß die Kinder wie geplant zu erschießen seien, was denn auch – mit einer Verzögerung von zwei Tagen – geschah. Dieses Beispiel macht exemplarisch deutlich, daß ‚gute‘ Soldaten sich in der militärischen Befehlshierarchie, also den institutionellen Strukturen der Wehrmacht, nicht durchsetzen konnten. Deswegen ist es nicht nur legitim, sondern geboten, von den Verbrechen

‚der‘ Wehrmacht als einer „Gesamtorganisation“ zu reden, auch wenn sich keineswegs alle, vermutlich nicht einmal die meisten daran beteiligt haben, manche sich dagegen gestemmt haben und in diesem Fall die Erschießung wohl nicht von Wehrmachtssoldaten durchgeführt wurde (Vernichtungskrieg 1996, 7 u. 76; Boll/Safran 1995, 275-277; Fruchtmann 1998).

Die Provokation der Ausstellung bestand darin, daß sie den von der Geschichtswissenschaft, der Erinnerungskultur und dem Militär konsensual re-produzierten Viktimisierungsdiskurs in Frage stellte. Sie tat das, indem sie – vor allem durch die berühmten Fotos – individualisierend und anschaulich dokumentierte, daß „normale“ Soldaten und nicht bloß pathologische Randgestalten unter dem verbrecherischen Krieg keineswegs nur litten, sondern Lust daran fanden. Die Fotos stellten dem Zuschauer die *Frage* nach dem Verhältnis von alltäglicher Normalität und kriegerischem Verbrechen, und konkreter nach der Rolle, die Ehemänner, Brüder, Väter und Großväter des Betrachters in dem Krieg gespielt haben, vielleicht auch nach der Rolle, die er selber darin gespielt haben würde. Die Botschaft der Fotos lautete: Jedermann, „ganz normale Männer“ *konnten* zu Mördern werden. Und man mochte diese Botschaft so mißverstehen, als ob alle Soldaten dies auch wurden. Die Ausstellung selbst enthielt sich gewissermaßen einer klaren Interpretation der Fotos – das wurde als Suggestivtechnik kritisiert.

In Deutschland war und ist die Reaktion des Fachs auf die Provokation der Wehrmachtsausstellung von Unsicherheit und Verunsicherung geprägt. Sowohl die Universitätshistorie als auch die in Frage kommenden außeruniversitären Forschungseinrichtungen – neben dem MGFA kommt das Institut für Zeitgeschichte in Betracht – haben sich nur sehr zögernd aus eigener Initiative in die Diskussion um die Wehrmachtsverbrechen eingeschaltet. Die meisten Stellungnahmen sind im Kontext der öffentlichen Debatten um die Ausstellung entstanden: vor allem in den frühen Diskussionen der „Zeit“, dann auch – in Form von Vorträgen und Diskussionsbeiträgen im Rahmen von Eröffnungen und Begleitprogrammen der Ausstellung, ferner im Internet (ZEIT-Forum 1995; Prantl 1997; Thiele 1997).

Die größtenteils im massenmedialen Kontext entstandene Kritik von Historikern an der Ausstellung bewegt sich im wesentlichen auf zwei Ebenen: auf einer inhaltlichen und auf einer quellenkritischen. Inhaltlich wird die Generalisierung von Einzelaktionen und Einzelräten kritisiert: die gesamte Wehrmacht und alle Wehrmachtssoldaten würden pauschal ‚dämonisiert‘ (Müller 1995). Zudem wird die fehlende Historisierung der dargestellten Verbrechen und Verbrecher eingefordert. Dieses Monitum bezieht sich vor allem auf den Partisanenkampf, der nicht nur als Camouflage des Judenmordes interpretiert werden könne: Auch im NS-Vernichtungskrieg habe es einen Partisanenkrieg gegeben, der mit anderen des 20. Jahrhunderts vergleichbar sei und dessen barbarischer Charakter nicht nur auf die rassenideologische Durchdringung der Wehrmachtsoldaten zurückgeführt werden könne.

Diese Kritikpunkte sind keineswegs aus der Luft gegriffen. Gegenüber einer wissenschaftlichen Abhandlung wären sie größtenteils gerechtfertigt, und insoweit sie sich auf einige der begleitenden Publikationen beziehen, sind sie das auch – davon wird noch zu reden sein. Sie sind es nicht, insofern sie von einer Ausstellung die Bereitstellung neuer, hieb- und stichfester wissenschaftlicher Erkenntnisse erwarten. Welche historische Ausstellung – deren es in den letzten zwei Jahrzehnten viele größere und kleinere gab – hätte eine solche Leistung je vollbracht?

Die zweite Ebene der Kritik bezieht sich auf den Umgang mit den Quellen, zumal den Fotos, aber auch mit Zitierten aus Soldatenbriefen und Tagebüchern. Dabei beschränkte sich die Kritik zunächst auf den Vorwurf, beide Quellengruppen würden ohne den für das Verständnis unverzichtbaren Entstehungskontext und ohne Hinweise auf ihre Repräsentativität vorgestellt. Vor allem wurden grundsätzliche Vorbehalte gegen die Aussagekraft und den Beweiswert von Fotos geltend gemacht, die in der Tat nicht einfach zeigen, „wie es denn gewesen“, sondern stets ein suggestives Moment enthalten. Da die Historie bisher wenig quellenkritische Maßstäbe für die Interpretation von Fotos entwickelt, stehen Fehl- und willkürlichen Interpretationen Tür und Tor offen. Im Herbst 1999 traten dann drei Autoren in renommierten Fachzeitschriften den Beweis an, daß die Ausstellungsmacher nicht nur der Fehlintentionen aufgefassen seien. Dies unter anderem dadurch, daß falsche Bildlegenden ungeprüft reproduziert worden seien und so Morstaten des NKWD der Wehrmacht in die Schuhe geschoben wurden (Musial 1999; Ungváry 1999; Schmidt-Neuhaus 1999). Das weist in der Tat auf gravierende Versäumnisse der Ausstellungsmacher, die diese auch relativ schnell und freizügig eingestanden haben (z.B. Raulff/ Reemtsma 1999). Zu recht allerdings haben nicht nur diese, sondern auch Historiker wie Norbert Frei (1999) sofort geltend gemacht, daß dadurch die zentrale These der Ausstellung – die aktive Rolle der Wehrmacht im Holocaust – keineswegs berührt wird.

Man muß noch einen Schritt weitergehen. Auch die Frage, die die Bilder an den Betrachter richten, ist mit dem Nachweis der schlampligen Quellenkritik längst nicht vom Tisch, sie stellt sich nur noch eindringlicher. Es ist in der Militär- und Weltkriegsgeschichte bisher erstaunlich wenig getan worden, sie auch nur zu operationalisieren. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland hat die methodische und inhaltliche Herausforderung, die in jener Provokation steckt, bisher kaum angenommen. Während man Goldhagen zugestanden hat, zwar die falschen Antworten, aber doch innerhalb die richtigen Fragen – nämlich nach den Bedingungen der Normalität von Barbarei – gestellt zu haben, hat sich die Reaktion auf die Wehrmachtsausstellung um deren Fragen gar nicht gekümmert, sondern die Antworten entweder kritisiert oder aber – als Popularisierung der vorhandenen Spezialforschung – begrüßt (Prantl 1997; Thiele 1997; Barov 1997). Aber keine der renommierten, einschlägigen Fachzeitschriften hat (bis 1999) mit einem konzeptionellen Arti-

kel über methodische, theoretische und inhaltliche Konsequenzen aus der Debatte um die Wehrmachtverbrechen reagiert – anders als das etwa die „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“ oder „Geschichte und Gesellschaft“ in Bezug auf die Goldhagen-Debatte getan haben (Pohl 1997; Pesch 1997). Als einzige substantielle Reaktion der Geschichtswissenschaft kann die große Tagung des MGFÄ über die Wehrmacht im Spätsommer 1997 und der daraus entstandene 1300 Seiten und rund 60 Aufsätze umfassende Sammelband gelten. Er verfolgt ein pluralistisches Konzept und läßt sich daher nicht gut über einen Leisten schlagen. Seine Bedeutung liegt vor allem in der Komplikation des außerhalb des Hamburger Instituts für Sozialforschung erreichten Forschungsstandes zu den sehr disparaten Aspekten der Wehrmachtsgeschichte (Müller/Volkman 1999). Die Problematik der genannten Kritikpunkte wie auch der Konzeption dieses Bandes liegt an ihrer impliziten Aufforderung, sich doch wieder mehr dem (deutschen) Leiden am Krieg als der Lust am Krieg zuzuwenden. Sie zeugen insofern von der Anziehungskraft der „Viktimisierungsfälle“, für die sich Foucaults Bild vom diskursiven „Käfig“ geradezu aufdrängt.

Perspektiven der Wehrmachtsforschung

Die Frage nach dem Verhältnis „normaler“ Männer oder auch Frauen zur Intensivierung, Radikalisierung und Entgrenzung kriegerischer Gewalt ist das Thema einer Gesellschaftsgeschichte des Krieges. Historische Forschung ist (wie jede andere auch) ein *Prozeß*, der zweite Schritt kann nicht vor dem ersten getan werden. Die wachsende Gewaltbereitschaft beträchtlicher Teile der Gesellschaft – und insbesondere die Bereitschaft zur verbrecherischen Gewalt – kann als Forschungsproblem nicht ausgemessen werden, solange die Historie in der viktimisierenden Rhetorik der „Mitschuld“ und „Verstrickung“ von Soldaten oder Wehrmacht in den Holocaust befangen bleibt. Diese Befangenheit ist kein deutsches Spezifikum, auch in anderen Ländern ist sie nur schwer zu überwinden; die Ansätze dazu sind am weitesten im angloamerikanischen Raum gediehen, wo sie vor allem durch den Vietnamkrieg ausgelöst wurden. Aber gerade das amerikanische Beispiel zeigt, wie schwer es der Militärgeschichte fällt, sich von den viktimisierenden Denkmustern zu lösen (Dean 1992, 1997; Shay 1998). Daß auch Historiker durchaus Quellen für eine Geschichte des Tötens im Krieg finden, hat Joanna Bourke (1999) in einem eindrucksvollen Buch gezeigt.

Warum und in welcher Weise partizipierten die Soldaten an den Verbrechen gegen Kriegsgefangene, Zivilisten und vor allem Juden? Nicht nur die Ausstellung gibt auf das „Warum“ keine Antwort, auch die Begleitpublikationen halten sich in dieser Hinsicht, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zurück. Monographien wie die von Manoschek (1993) konzentrieren sich auf die Rekonstruktion der Verbrechen in ihren prozessualen, institutionellen und perso-

nellen Dimensionen. Daß die Bereitschaft zur Partizipation an der verbrecherischen kriegerischen Gewalt in Rache-, Angst und Haßgefühle eingebettet war, deren Bezugspunkte Partisanen und kriegsvölkerrechtswidrige Taktiken der Gegner bildeten, läßt sich den meisten Beiträgen des Begleitbandes zu der Wehrmachtsausstellung entnehmen (Heer/Naumann 1995). Sie zeigen freilich durchweg auch, daß solche Gefühle nicht unwillkürlich aus dem Partisanenkampf entstanden, sondern durch die NS- und Wehrmachtspropaganda bewußt erzeugt wurden und vor dem Hintergrund einer längerfristigen mentalen Prägung zu sehen sind. Während die meisten Fallstudien dieses Bandes Abstufungen der Gewaltbereitschaft unter den Soldaten registrieren und diese in reale oder imaginierte Bedrohungssituationen einordnen, formuliert Hannes Heer in zwei Beiträgen sowie in der zusammen mit Klaus Naumann verfaßten Einleitung Extrempositionen, auf die sich die harsche Kritik an der Ausstellung noch am ehesten beziehen lassen. Der provozierendste Satz steht in der Einleitung: „Die Mannschaftsdienergrade der Wehrmacht unterschieden sich zu diesem Zeitpunkt“ – in den ersten Monaten nach dem Überfall auf die Sowjetunion – „schon nicht mehr von der Mentalität der Himmlerruppe“. Die Mentalität der Masse der Wehrmachtsoldaten wird als „Vernichtungsmoral“ verstanden. Sie habe dafür gesorgt, daß der Soldat beim Morden keine Skrupel, sondern Spaß empfand: „Der Angehörige der bewaffneten Macht darf alle die Kriege führen, die er schon immer führen wollte – gegen die Frauen, gegen die Juden, gegen Kinder und Greise, gegen die eigene Angst und das eigene Gewissen.“ (Heer/Naumann 1995, 30f.; Heer 1995)

Das ist die wohl radikalste Gegenposition gegen exkulpierende Deutungen der Wehrmachtsverbrechen. Als solche hat sie – forschungspraktisch – eine nicht unwichtige Funktion. Daran, daß sie – in dieser Einseitigkeit und Veralgemeinerung – nur sehr begrenzt zur Erhellung des gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungsgefüges der Wehrmachtsverbrechen beiträgt, dürfte aber auch kein Zweifel bestehen. Michael Geyer hat zu Recht bemerkt, daß sich mit der „Soldateska in der Art der Thewelteschen Freikorps-Rambos [...] allein das umfassende Phänomen der Entgrenzung kriegerischer Verhaltensformen nicht erklären“ läßt. „Die Wehrmacht war eine Wehrpflichtigenarmee, in der – bei aller Stereotypisierung einer kriegerischen Männlichkeit als gemeinsames Substrat – alle möglichen Leute unter Waffen standen.“ (Geyer 1995b, 690). Daß diese unterschiedlichen Soldaten ihre Handlungsspielräume unterschiedlich nutzen und durchaus verschiedenartigen Deutungen ihres Krieges anhängen, läßt sich jedem eingemaßen breit gefächerten Sample subjektiver zeitnaher Quellen entnehmen. Und selbstverständlich verbergen sich hinter der plakativen Formel von der „Lust am Krieg“ eine Vielzahl von Kampf- und Tötungsmotivationen: Sie reichen von der pubertären, draufgängerischen und „männlichen“ Abenteuerlust über das ritterliche Kriegertum à la Ernst Jünger (der die Lust am Töten nur offener als andere beschrieben hat) bis zur Verfassung jener Exzessäter, die den Mord an Frauen und Kindern im Vernichtungskrieg nicht beschwiegen, sondern sich damit brüsteten.

Die künftige Forschungsarbeit am Vernichtungskrieg der Wehrmacht hat ein weites und schwer begehbares Terrain vor sich, wenn sie der Frage nachgehen will, welche gesellschaftlichen, ideologischen, mentalen, institutionellen, psychologischen Faktoren dazu beigetragen haben, daß ganz „normale“ Soldaten zu Mördern wurden. Wir wissen, daß es höchst unterschiedliche Formen der Partizipation an diesem Krieg gab. Soldaten konnten aktiv handeln, sie konnten freiwillig und spontan morden oder planmäßig, auf Befehl, unter Zwang und unter dem Druck ihrer Kameraden. Sie konnten logistische Hilfestellungen leisten, sie konnten ‚passiv‘ partizipieren, billigend, zuschauend, wegschauend. Aber wir wissen noch kaum, wann welche Soldaten das ein oder das andere taten.

Daß der Vernichtungskrieg der Wehrmacht die Regeln ‚herkömmlicher‘ Kriege außer Kraft setzte, wissen wir. Aber wir wissen wenig darüber, welche Wirkung das – ‚richtige‘ oder ‚falsche‘ – Bewußtsein von Soldaten hatte, in überkommenen militärischen Werteordnungen vom ‚ewigen Soldatentum‘ oder aber in einer neuen ‚Vernichtungsmoral‘ zu stehen. Daß sich die ehemaligen Soldaten nach dem Krieg in exkulpierender Absicht nur als Repräsentanten jener zeitlosen Werte und Deutungssysteme ausgaben („es war halt Krieg“), bedeutet nicht, daß diese im Krieg außer Kraft gesetzt waren. Wann, wie lange und unter welchen Bedingungen konnten welche Soldaten glauben, Krieger zu sein wie ihre Väter, Groß- und Urgroßväter? Dieser Frage nachzugehen, heißt nicht, den biologischen und schicksalhaften Konstrukten des Krieges aufzusitzen, sondern ihre Aneignung, Erneuerung und Veränderung durch die Akteure zu ‚dekonstruieren‘ und in ihrer handlungsstimmlichen Wirkung sichtbar zu machen.

Aber nicht nur die Übergänge und Nahtstellen zwischen dieser einen traditionellen militärischen „Welt“ in die andere, nationalsozialistische des Vernichtungskriegs müssen auf ihre verschiedenen, ideologischen, mentalen, sozialpsychologischen und institutionellen Ebenen hin untersucht werden. Sie müssen zudem in Beziehung gesetzt werden zur vormilitärischen und vorkriegerischen zivilen „Normalität“, die die Männer als Soldaten symbolisch verließen, als sie ihre Uniform anzogen, an der sie aber gleichzeitig auf eine paradoxe Weise festhielten, wenn sie Feldpostbriefe nach Hause schrieben, im Artilleriefeuer ihrer Bunker „gemütlich“ ausgestalteten oder sich angesichts der von ihnen geschaffenen Berge von Männer-, Frauen- und Kinderleichen ihrer „Anständigkeit“ versicherten. Manches spricht für die Annahme, daß sich die Soldaten nicht nur den Krieg im allgemeinen, sondern gerade auch in seiner verbrecherischen Dimension angeeignet, indem sie ihn in Kategorien aus der Familien- und Arbeitssphäre der zivilen Welt übersetzten. Alltagsmoralische Leitbilder wie „Pflicht“, „Anständigkeit“, „Arbeit“, „Durchhalten“, nicht zuletzt die Apotheose der Menschlichkeit im Grauen des Verbrechens durch den rituell bestätigten Mythos der „Kameradschaft“ gehören hierher (Kühne 1998; Heer 1998; Lüdtke 1993; Bartov 1997).

Eine bedeutungs- und akteurszentrierte Gesellschaftsgeschichte des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges muß die unterschiedlichen und gegensätzlichen Perspektiven auf die Soldaten als Täter und Opfer, wie sie seit den 1980er Jahren durch die „Militärgeschichte von unten“ und die Diskussion um die Wehrmachtverbrechen entwickelt wurden, zusammenführen und das Spannungsverhältnis zwischen der Lust und dem Leiden am Krieg (und am Töten) ausloten. Die Besonderheit des genozidalen Tötens darf dabei nicht verwischt werden. Aber ihr kultureller Bedingungskontext kann auch nicht isoliert vom ‚normalen‘ Töten im Krieg untersucht werden. Das Hauptproblem einer Militärgeschichte als historischer Thanatologie (Geyer 1995a) freilich dürfte darin bestehen, psychologische und gesellschaftliche, anthropologische und historische Dimensionen des Tötens im Krieg aufeinander zu beziehen. Ein solches Forschungsprogramm überschreitet die Grenzen der herkömmlichen Militärgeschichte, zumal der deutschen, bei weitem (vgl. Kühne/Zieman 2000). Ob mit der Wehrmachtsausstellung der nötige Paradigmenwechsel ausgelöst wurde, bleibt abzuwarten.

Literatur

- Barov, Omer (1985), *The Eastern Front, 1941-1945. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, Houndmills u.a.
- Barov, Omer (1997), *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek.
- Barov, Omer (1997), *German Soldiers and the Holocaust. Historiography, Research and Implications*, in: *History and Memory* 9, 162-188.
- Boch, Rudolf (1991), *Der Krieg im Osten 1941-1945. Bilanz und Perspektiven der bundesdeutschen Forschung*, in: *Heitling, Manfred/Huorkamp, Claudia/Nohe, Paul/Schnuhl, Hans-Walter (Hg.)*, *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen* (Hans-Ulrich Wehler zum 60. Geburtstag), München, 248-258.
- Bourke, Joanna (1999), *An Intimate History of Killing. Face-to-face Killing in Twentieth-century Britain*, London.
- Dean, Eric T. (1992), *The Myth of the Troubled and Scorned Vietnam Veteran*, in: *Journal of American Studies* 26, 59-74.
- Dean, Eric T. (1997), *Shook Over Hell. Post-Traumatic Stress, Vietnam, and the Civil War*, Cambridge (MA).
- Dokumente deutscher Kriegsschäden (1958-64), *Evakuierte, Kriegssachgeschädigte, Wahlrungsgeschädigte. Die geschichtliche und rechtliche Entwicklung*, Hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, 5 Bände in 8 Teilen und 2 Behefte, Bonn.
- Förster, Gerhard/Lakowski, Richard (Hg.) (1985), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, Dokumente, 2. Aufl., Berlin.
- Förster, Jürgen (1983), *Das Unternehmen „Barbarossa“ – eine historische Ortsbestimmung –*, in: *Horst Boog et al.: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 4: *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Stuttgart, 1078-1088.
- Frei, Norbert (1999), *Faktor 1000. Wehrmacht und Wahrheit in Zeiten der Krawallkommunikation*, in: *FAZ*, Nr. 255 vom 2. November, 49.

Die Viktimisierungsfälle

- Geyer, Michael (1995a), *Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht*, in: *Lindenberger, Thomas/Lüdtke, Alf (Hg.)*, *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt, 136-161.
- Geyer, Michael (1995b), *Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland*, in: *Jansen, Christian/Niehammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.)*, *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin, 673-698.
- Heer, Hannes (1995), *Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf*, in: *Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.)*, *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg, 104-138.
- Heer, Hannes (1998), *„Am Anfang haben wir es aus Überzeugung, später dann aus Pflicht getan“*, Kollektive und individuelle Formen der Legitimation, in: *BIOS* 11, Heft 1, 42-68.
- Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.) (1995), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg.
- Heitling, Manfred (1995), *Täter oder Opfer? Die deutschen Soldaten in Stalingrad*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35, 515-531.
- Horn, Klaus (1983), *Dossier. Die insgeheimen Lust am Krieg, den keiner ernsthaft wollen kann. Aspekte einer Soziopsychodynamik phantastischer Beziehungen zur Gewalt*, in: *Horn, Klaus/Senghaas-Knohloch, Eva (Hg.)*, *Friedensbewegung – Persönliches und Politisches*, Frankfurt, 268-339.
- Knoch, Peter (Hg.) (1989), *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenszerziehung*, Stuttgart.
- Krausnick, Helmut/Wilhelm, Hans-Heinrich (1981), *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatztruppe der Sicherheitspolizei und das SD 1938-1942*, Stuttgart.
- Kühne, Thomas (1998), *Zwischen Männerbund und Volksgemeinschaft: Hitlers Soldaten und der Mythos der Kameradschaft*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 38, 165-189.
- Kühne, Thomas (1999a), *Der Soldat*, in: *Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hg.)*, *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/New York, 344-372.
- Kühne, Thomas (1999b), *Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs. Erster Teil*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 39 (1999b), 580-662.
- Kühne, Thomas/Zieman, Benjamin (2000), *Militärgeschichte in der Erweiterung. Kontexturen, Interpretationen, Konzepte*, in: *dies. (Hg.)*, *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn u.a. (im Druck).
- Lüdtke, Alf (1991), *Funktionsseiten: Täter, Mit-Täter, Opfer? Zu den Bedingungen des deutschen Faschismus*, in: *Lüdtke, Alf (Hg.)*, *Herrschaft als soziale Praxis*, Göttingen, 559-590.
- Lüdtke, Alf (1993), *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg.
- Manoschek, Walter (1993), *„Serbien ist judenfrei“*, Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München.
- Maschke, Erich (Hg.) (1962/74), *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges*, 15 (in 20 Bdn. u. 2 Behefte, München/Bielefeld).
- Müßler, [Rolf-Dieter] (1995), *„Vernichtungskrieg“*, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 54, 324f.
- Müller, Rolf-Dieter/Volkmann, Hans-Erich (Hg.) (1999), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München.
- Musial, Bogdan (1999), *Bilder einer Ausstellung. Kritische Anmerkungen zur Wanderausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*, in: *Vierteljahrsheft für Zeitgeschichte* 47, 563-591.

- Pesch, Volker. Die künstlerischen Wilden. Zu Daniel Goldhagens Methode und theoretischem Rahmen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23, 152-162.
- Pohl, Dieter (1997). Die Holocaust-Forschung und Goldhagens Thesen, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 45, 1-48.
- Prantl, Heribert (Hg.) (1997), *Wehrmachtsverbrechen. Eine deutsche Kontroverse*, Hamburg.
- Raulff, Ulrich/Reemtsma, Jan Philipp (1999), Auch im Inferno kann man den Teufel noch unterscheiden. Warum die Wehrmachtsausstellung dringend überarbeitet werden muß und warum sie trotzdem weiter dringlich ist. Ein Gespräch [von Ulrich Raulff] mit Jan Philipp Reemtsma, in: *FAZ*, Nr. 255 vom 2. November, 47.
- Schieder, Theodor, u.a. (1953-61), *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*, hg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. 5 in 9 Bänden u. 3 Beihfte, Bonn.
- Schmidt-Neuhaus, Dieter (1999), Die Tarnopol-Stellwand der Wanderausstellung „Verbrechen des Weltkrieges“. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“. Eine Falluntersuchung zur Verwendung von Bildquellen, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 49, 584-595.
- Schmücke, Gerd (1995), *Krieger. Wehrmann, Soldner, Partisan*, in: *Die Zeit* Nr. 8 vom 17. Februar, 56.
- Shatan, Chaim F. (1981), *Zivile und militärische Realitätswahrnehmung. Über die Folgen einer Absurdität*, in: *Psyche* 35, 557-572.
- Streit, Christian (1978), *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Neuausgabe [=4. erw. Aufl.], Bonn 1997, zuerst 1978.
- Thiele, Hans-Günther (Hg.) (1997), *Die Wehrmachtsausstellung. Dokumentation einer Kontroverse. Dokumentation der Fachtagung in Bremen am 26. Februar 1997 und der Bundestagsdebatten am 13. März und 24. April 1997*, Bremen.
- Ulrich, Bernd (1996), „Militärsgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22, 473-503.
- Ungváry, Kristián (1999), *Echte Bilder – problematische Aussagen. Eine quantitative und qualitative Fotanalyse der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 49, 563-591.
- Wette, Wolfram (Hg.) (1992), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München.
- ZEIT-FORUM (1995), „Wir hatten geglaubt, wir können anständig bleiben“, in: *DIE ZEIT* Nr. 10 vom 3. März 1995, 14-20.

Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.)

Der Krieg in der Nachkriegszeit

Der Zweite Weltkrieg in Politik und
Gesellschaft der Bundesrepublik

Leske + Budrich, Opladen 2000